

Bernhard König

Das Fräulein Hoff

Hommage an eine Unermüdliche

Freundlicher Applaus, eine erleichterte Verbeugung (die, trotz aller halbprofessionellen Routine, immer noch ein wenig linkisch ausfällt) – und dann ist Frau Hoff an der Reihe. Frau Hoff, zierlich, risolut, lobt die Bewohnerinnen und Bewohner des Henry-Budge-Altenheimes, die sich zum Nachmittagskonzert eingefunden haben. Lobt sie für ihre Ausdauer und Unvoreingenommenheit, es sei ja schließlich keine leichte Kost gewesen, was man ihnen da serviert habe: Scarlatti, Beethoven, und dann gar noch eine halbstündige Sonate von Prokofieff, das sei schon eine Leistung, sich so viel schwere Musik anzuhören, also: vielen Dank für die Ausdauer, alles Gute und bleiben Sie gesund.

Die da solch aufmunternde Worte für ihr Publikum findet, ist Geschäftsführerin des Frankfurter Tonkünstlerbundes und, in Personalunion, des hessischen Landesverbandes Deutscher Tonkünstler und Musiklehrer. Sie ist in dieser Funktion alleinige Betreiberin einer kleinen, florierenden Musikagentur, vermittelt und organisiert ein bis zwei Konzerte pro Woche, tippt eigenhändig die Konzertprogramme, plakatiert und trägt in ganz Frankfurt Flugzettel aus. Und sie ist, zum Zeitpunkt ihrer aufmunternden Rede an das Altenheimpublikum, fünf Jahre älter als das Gros ihrer Zuhörerschaft.

Als ich Rosel Hoff zum ersten Mal begegnete, war ich vierzehn Jahre alt. Mein Klavierlehrer Wolfgang Wagenhäuser hatte sie mir als „Fräulein Hoff“ angekündigt und in seiner Stimme war dabei ein respektvoller Unterton mitgeschwungen, der mich spüren ließ, dass es für einen Klavierschüler wie mich eine besondere Chance und Verpflichtung bedeute, ihr vorgestellt zu werden; dass der Kontakt mit ihr gewissermaßen die höheren Weihen einer Frankfurter Konservatoriumslaufbahn einläute.

Solchermaßen präpariert war ich mehr als gespannt, ihre Bekanntschaft zu machen – und reichlich konsterniert, als sich „Fräulein Hoff“ als ein über achtzigjähriges verhutzelt Weiblein mit tiefen schwarzen Ringen unter den Augen entpuppte. Die Irritation währte nicht lange. Frau Hoff erwies sich schon bald als uner müdliches Energiebündel und zugleich als höchst effizient arbeitende Musikagentin, in deren Büro vielerlei Fäden zusammenliefen. Das Konzept des von ihr geleitetend „Tonkünstlerbundes“ war ebenso einfach wie wirkungsvoll: Hoff fungierte als Mittlerin zwischen jungen Nachwuchsmusikern und nicht-kommerziellen Veranstaltungsforen, bot den einen Vorspielerfahrung, den anderen unschlagbar günstige Konzertreihen mit klassischer Kammermusik.

Zu den regelmäßig von ihr belieferten Veranstaltern zählten mehrere Altenheime und Galerien, das Kulturforum einer Sparkasse, eine große psychiatrische Klinik und ein bürgerlicher Bildungszirkel, der im Sommer regelmäßig zur Konzertmatinee im Gartenhaus inmitten einer Frankfurter Grünanlage einlud.

Der nie versiegende Musikerpool rekrutierte sich aus jungen Solistinnen und Solisten, die im Vorfeld von Wettbewerben und Hochschul-Aufnahmeprüfungen nichts dringender brauchten als Auftritts-Routine und die in ständig wechselnden Formationen zu immer neuen Programmen zusammengewürfelt wurden. Manche wurden von ihren Lehrern gezielt zu einem Konzert angemeldet und verschwanden

nach einem einmaligen Auftritt auf Nimmerwiedersehen aus den Konzertprogrammen, andere stiegen in eine Art Stamm-Clique auf, wurden von Frau Hoff direkt kontaktiert und über Jahre hinweg gefördert.

Es dauerte nicht lange, da zählte auch ich zu diesem harten Kern und saß Monat für Monat mit einem neuen Programm auf dem Podium. Mit der Beschaulichkeit eines mehr oder minder zweckfreien Klavierübens hatte es damit ein Ende. Zwar hatte ich auch vor meiner persönlichen „Ära Hoff“ sporadisch Kammermusik gemacht, hatte als Gemeindeorganist einer kleinen Dorfkirche eine gewisse Routine im Spielen vor und mit Publikum gesammelt und war auch von Zeit zu Zeit als Pianist aufgetreten: bei Schulkonzerten und internen Klassenvorspielen, oder, als fantasievoll dilletierender Jazzpianist, bei Straßenfesten und Geburtstagsfeiern. Doch was bis dahin die Ausnahme geblieben war, wurde nun zur Regel: jedes Stück, das ich im Klavierunterricht einstudierte, wurde mehrfach öffentlich präsentiert.

Ungemein motivierend wirkten sich dabei die regelmäßigen klassenübergreifenden Begegnungen mit gleichaltrigen Pianisten aus. Man maß sich aneinander und wurde von Publikum und Presse aneinander gemessen – aber man maß sich in Maßen. Anders als beim alljährlichen Wettklimpern und Preisfiedeln von „Jugend Musiziert“, dessen ritualisiertes Kräftemessen all zu oft nicht nur zum musikalischen Ansporn, sondern deutlich wahrnehmbar auch zur charakterlichen Deformation der Teilnehmenden beitrug, stand der Wettbewerb hier nicht an erster Stelle und erzeugte auch nicht zwangsläufig Gewinner und Verlierer: es ging darum, gemeinsam ein erfolgreiches Konzert zu bestreiten und nicht einander auszustechen.

Dass Frau Hoff nicht nur eine rein musikalische Nachwuchsförderung betrieb, sondern dass sich in der Wahl der Aufführungsorte – Altenheim, Krankenhaus, Psychiatrie – auch ein karitativer und sozialer Anspruch manifestierte, dass hier unablässig Begegnungen zwischen den Generationen initiiert wurden und angehenden Musiker ein Sinnangebot jenseits des olympischen „schneller, höher, ausdrucksstärker“ mit auf den Weg gegeben wurde – all das registrierte ich freilich erst sehr viel später im Rückblick. Vorerst war das Angebot des „Tonkünstlerbundes“ für mich eine Spielwiese, auf der ich neue Erfahrungen sammeln konnte; Erfahrungen, die schon bald über das rein solistische Konzertieren hinausgingen: ich entdeckte für mich die Kammermusik als vorangiges Betätigungsfeld.

Bereits in meinen ersten Unterrichtsjahren hatte ich auf Veranlassung meiner damaligen Klavierlehrerin Lieselotte Wagner in Duo- und Trioformationen mitgewirkt. Nun aber wurde ich, motiviert durch die vielfältigen Auftrittsmöglichkeiten, selber zum Initiator neuer Kammermusikprojekte. Entsprechende Kontakte zu knüpfen, fiel nicht schwer: Mein Gymnasium in der hessischen Kreisstadt Friedberg verfügte (auch hier war jahrzehntelang ein Uermüdlicher am Werke gewesen) über ein ausgewachsenes Sinfonieorchester in voller Besetzung – von der Pikkoloflöte bis zu den vier bis sechs Kontrabässen war alles vertreten.

Für die fortgeschrittenen Solistinnen und Solisten dieses Orchesters war ich als Klavierbegleiter – dank Frau Hoff – eine gute Partie: Wer mit mir musizierte, der oder die konnte fest damit rechnen, alsbald auf Tournee zu gehen und sich durch Frankfurts Altenheime und Sparkassen zu spielen. Und auch Frau Hoff selbst schien Gefallen daran zu finden, dass ich ihr regelmäßig frische Musiker und neue Programme lieferte, immer häufiger klingelte in meiner elterlichen Wohnung das Telefon, weil es noch ein Programm zu „füllen“ galt, und immer häufiger – ein

untrüglisches Zeichen wachsender Vertrautheit – fielen diese Anrufe in die späten Abendstunden: Hoff's bevorzugte Zeit für solche Konferenzen war nach 22 Uhr, weil dann endlich Ruhe eingekehrt war in ihrem Büro.

Aus den zunächst vereinzelt, später regelmäßigen Telefonaten wurde eine enge Zusammenarbeit: Bald stattete ich Frau Hoff Woche für Woche, vor oder nach meiner Klavierstunde, einen Besuch in ihrem „Wohnbüro“ ab, half Programmzettel tippen, organisierte von ihrem Telefon aus meine Kammermusikproben und gewann beim gemeinsamen Plaudern und Kaffeetrinken, inmitten eines ebenso unbeschreiblichen wie durchstrukturierten Chaos' aus Aktenordnern und Papierstapeln, allerlei nützliche Einsichten in die Personalien und Marginalien des Frankfurter Musiklebens.

Aus der Vergangenheit indess war nur wenig zu erfahren. Nur vereinzelt Male war vom „Herrn Doktor“ die Rede, jenem (für uns Junge reichlich ominösen) Johann Friedrich Hoff, dessen Name als einziger Absender sämtliche Briefköpfe des Tonkünstlerbundes zierte, obwohl ihn noch niemand persönlich zu Gesicht bekommen hatte.

Des Rätsels Lösung: Dr. Johann Friedrich Hoff – Komponist, Musikerzieher, Geiger, promovierter Historiker – war bereits 1966 verstorben, blieb aber dennoch für Frau Hoff als geistiger Vater des Vereins so präsent, dass sie als Person gänzlich hinter seinem Namen zurücktrat.

„Der Herr Doktor“ war ein Vetter oder Onkel des „Fräulein Hoff“ gewesen, er hatte seinerzeit mit Hindemith Streichquartett gespielt und in der Nachkriegszeit mittellosen Musikstudenten in seiner Privatwohnung, Krögerstraße 11, ein geheiztes Winterquartier samt Suppe und Hausmusik gewährt.

1949 gründete er zusammen mit anderen Kollegen einen Verein, der es sich zum Ziel gesetzt hatte, Musikern und Musikerziehern im zerbombten Frankfurt beim Neuaufbau ihrer beruflichen Existenz zu helfen, ihnen Schüler und Unterrichtsräume zu vermitteln und sie juristisch zu unterstützen. Für alles Praktische war von Anbeginn Fräulein Hoff zuständig gewesen: für das Management, die Finanzen und, so darf vermutet werden, auch für's Suppekochen.

Doch alles dies, wie gesagt, war nur in Bruchstücken von Frau Hoff zu erfahren, ihr Tribut an die Vergangenheit bestand nicht (wie bei so vielen Altersgenossinnen und -genossen) im schwelgenden, verklärenden oder trauernden Rückblick, sondern im aktiven Fortschreiben: Frau Hoff lebte kompromisslos in der Gegenwart.

Von ihrem musikalischen Horizont konnte dies freilich nicht behauptet werden. Zeitgenössisches kam in den von ihr organisierten Konzerten so gut wie nie vor, Hindemith, Satie und Prokofjeff galten als respektabel, aber kühn, und wo sich doch einmal ein noch neueres Stück in eines der Programme verirrt (meist waren es die Blockflötistinnen, die es aus Mangel an anständigem Repertoire partout nicht lassen konnten, Neue Musik zu spielen), ließ Frau Hoff's Schimpftirade auf die Schöpfer eines solchen Unsinn nicht lange auf sich warten. Dass manche von denen, soweit sie selber zum Nachwuchs zählten, ihr kompositorisches Werk gar mit offizieller Unterstützung durch ein städtisches Stipendium verrichteten (wo doch diese Fördermittel bei ihren Interpreten-Schützlingen so viel besser angelegt gewesen wären) war in ihren Augen ein unerträglicher Missstand.

Trotz dieser eindeutigen Position konnte ich mich bei meinen eigenen ersten kompositorischen Gehversuche (deren erfolgreiche Umsetzung ohnehin ohne das

„System Hoff“ kaum denkbar gewesen wäre) auf ihre tatkräftige Unterstützung verlassen.

Zu diesen Gehversuchen war ich auf Umwegen gelangt: Fast mehr noch als dem Klavierspielen galt meine Leidenschaft in jenen Jahren dem Super-8-Film. Mit siebzehn beschloss ich, den nächsten Film zum Anlass zu nehmen, um eine eigene Filmmusik für großes Orchester zu schreiben. Ich hatte bereits einen einstündigen Science-Fiction-Spielfilm, einen ebenso langen Dokumentarfilm über die Geschichte meines Heimatdorfes und mehrere Kurzfilme hinter mir, meine kompositorische Erfahrung hingegen beschränkte sich auf einige wenige aufnotierte Klavierimprovisationen und ein Arrangement von „Take the A-Train“ für das Orchester meiner Schule.

An eben dieser Schule sollte auch der neue Film entstehen und von „Schule“ sollte er handeln, als eine Art künstlerisch aufbereiteter Liebeserklärung und Abrechnung mit dieser Institution. Im Zentrum sollten mehrere ausgedehnte Traumsequenzen stehen, die, in parodistischer Anlehnung an diverse Kino-Klischees, die Phantasien, Träume und Ängste einzelner Schüler- und Lehrerfiguren beschrieben (Höhepunkt der Dreharbeiten war später eine Sandalen-Szene, in der das halbe Lehrerkollegium meiner Schule, Direktor inklusive, in römischen Uniformen vor der Kamera posierte). Zu jeder dieser Episoden, fünf an der Zahl, wollte ich eine orchestrale Musik schreiben.

Ich begann im Selbststudium, mich ein halbes Jahr lang durch die Partituren all jener Orchesterstücke hindurchzubeißen, die mir zum damaligen Zeitpunkt imponierten – Strawinsky, Bartók, Mahler, Grieg, Ravel. Und ich begann, mein gesamtes Hoff'sches Netzwerk zu aktivieren: Wen immer ich je auf dem Klavier begleitet hatte, den nagelte ich nun auf die Mitwirkung in meinem Filmmusikorchester mit. Da es viele meiner einstigen Kammermusikpartnerinnen und –partner mittlerweile an die Musikhochschule geschafft hatte, konnte ich ein Orchester von recht beachtlichem Niveau zusammentrommeln. An einem einzigen, arbeitsintensiven Tag wurde in der Aula der Frankfurter Musikhochschule die Musik abschnittsweise geprobt und eingespielt, am Dirigierpult stand ein evangelischer Kantor (bei dem ich einmal einige Orgelstunden genommen hatte), die Tontechnik besorgte ein Aushilfsdozent des Konservatoriums (der mir vorübergehend vertretungsweise Klavierunterricht gegeben hatte), für die praktischen Dinge vor Ort – das Catering, den Telefon-Notdienst und die Bereitstellung eines Raumes zum anschließenden Feiern und Erholen – sorgte, wie sollte es anders sein, Frau Hoff.

Sie selbst hatte mir im Vorfeld ihre Hilfe angeboten („deine Musiker müssen doch was zwischen die Zähne kriegen, sonst spielen sie schlecht“) und saß nun die gesamte Probe über als Bereitschaftsdienst im Saal, redlich bemüht, meine Musik schön zu finden (die es ihr allerdings auch nicht sonderlich schwer machte, schön gefunden zu werden, klang sie doch zu weiten Abschnitten verdächtig nach Strawinsky, Bartók, Mahler, Grieg und Ravel).

Der Film wurde rechtzeitig zum Abitur fertig und markierte damit für mich auch das Ende eines wichtigen Kapitels meiner musikalischen Biographie: Ich beschloss, es fortan als Komponist zu versuchen, verabschiedete mich vollständig vom solistischen Klavierspiel und für's erste auch von der Filmkamera.

Nachwuchsförderung ist zwischenmenschliche Sysiphosarbeit: War die Förderung erfolgreich, so ist der Nachwuchs alsbald keiner mehr, verschwindet auf irgendeiner nächsten Stufe in Richtung einer beruflichen Ausübung des zu fördernden Metiers. So verschwand auch ich mit Beginn meines Studiums aus dem Hoff'schen Revier,

der Kontakt wurde seltener, verlor sich schließlich fast vollständig. Leicht beschleicht einen da, als ehemals Nachwuchsgeförderter, im Rückblick schlechtes Gewissen: ist es nicht ein Zeichen von Undankbarkeit, diesen regen Austausch einfach so versickern lassen zu haben?

Zur Selbstberuhigung: Es war wohl nicht zuletzt diese (von vorneherein in der Struktur ihrer Arbeit angelegte) „Undankbarkeit“ ihrer Zöglinge, der Frau Hoff ihre scheinbar nie versiegende Energie und Neugierde verdankte. Anstatt (wie so manch anderer Mentor auf Redakteurs-, Intendanten- oder sonstigem Posten) mit einer einzigen Generation von Schutzbefohlenen zu altern, scharte sie stets von neuem die jüngste Musikergeneration ihrer Region um sich.

Bis dann schließlich auch diese stetige Erneuerung ihre naturgegebene Grenze fand. Meine letzte Begegnung mit Frau Hoff fand Ende März 1991 in der Pflegestation eines Frankfurter Krankenhauses statt. Binnen weniger Tage hatte sich das risolute, kraftvolle Persönchen in eine sieche Patientin verwandelt. Eine Bergtour in den Schweizer Alpen sei schuld gewesen, so war gerüchteweise zu hören, vor lauter Freude am Urlaub habe sie nachlässig, vielleicht auch ein wenig starrköpfig, mit dem Einnehmen eines lebenswichtigen Medikamentes geschludert.

Zusammen mit Moritz Eggert, einem anderen ehemaligen Hoff-Schützling, der am Beginn einer erfolgreichen Doppelkarriere als Komponist und Pianist stand, stattete ich ihr einen letzten Besuch ab. Diesmal stimmte uns ihr Tatendrang eher traurig: Während der Dreiviertelstunde, die unser Besuch währte, waren ihr einziges Thema die kommenden Konzerte und die dafür noch zu erledigenden Arbeiten. Eine Woche später war sie gestorben.